



Am 24. November geht es um ein Bauprojekt: Bei einem Ja gibt es einen Spitalneubau (links). Bei einem Nein muss das alte Gebäude renoviert werden.



Bilder: Ministerium für Gesellschaft, LLS

Landesspital: Neu bauen oder flicken?

Am 24. November kann das Volk ein Ja oder Nein zu einem Bauprojekt in die Urne werfen. Ein Versuch eines Pro und Contra.

Patrik Schädler

Pro

Das heutige Landesspital ist in die Jahre gekommen. Man hat seit der letzten Abstimmung über einen Neubau im Jahr 2011 zwar mit einigen Millionen versucht, das beste aus der Situation zu machen. Doch das Gebäude war und ist ein Flickwerk. Es ist ein Gewirr aus Gängen und Kompromissen. Landet etwa ein Rettungsheli auf dem Dach, muss der Patient bei der Cafeteria vorbeigeschoben werden. Dazu gibt es verschiedene weitere Altersschwächen.

Liechtenstein kann sich den Spitalbau locker leisten. Für 2019 rechnet der Finanzmin-

ister mit einem Gewinn in der Landesrechnung von über 100 Millionen Franken. Das neue Landesspital kostet 72 Millionen. Davon übernimmt die Gemeinde Vaduz 7 Millionen Franken. Selbst wenn man den Spitalneubau in diesem Jahr zahlen würde, bliebe immer noch ein Gewinn von 35 Millionen Franken übrig. Damit könnte man sogar das neue Feuerwehrdepot der Gemeinde Vaduz mitbezahlen und die Landesrechnung wäre immer noch im Plus.

Man könnte mit dem Neubau noch zuwarten und weiterhin

Geld in das alte Gebäude stecken. Doch worauf soll man warten? Auf den Kanton St. Gallen? Bis dort klar ist, wie die Spitallandschaft aussieht, werden viele Jahre ins Land ziehen. Die derzeitige Strategie «vier Spitäler erhalten – fünf schliessen» wird frühestens 2028 abgeschlossen sein. Ob dies auch passiert, ist noch offen. Und die liechtensteinischen Probleme interessieren in Walenstadt, Altstätten, Wattwil, Rorschach und Flawil im Moment wirklich niemand. Mit einem neuen Spital haben wir aber alle Karten in der Hand.

Contra

Das heutige Landesspital funktioniert. Die Qualität passt. Und gemäss den Verantwortlichen wird man dieses Jahr auch die gewünschten Fallzahlen wieder erreichen können. Dies obwohl Liechtenstein für die medizinische Grundversorgung der Bevölkerung eigentlich gar kein eigenes Spital benötigen würde. Spitalbetten gibt es im Umkreis von 70 Autokilometern genügend.

Auch wenn wir ein eigenes Landesspital behalten wollen, muss man es nicht gleich neu bauen. Und man wird auch

keine 80 Millionen Franken in das alte Gebäude stecken müssen, damit es auf dem heutigen Niveau weiter funktionieren kann.

Dafür könnte nun die Chance der Spitalkrise im Kanton St. Gallen genutzt werden. Sollte Walenstadt wirklich geschlossen werden, dann braucht das Spital Grabs auch nach dem Erweiterungsbau bald zusätzliche Betten. Und da die Gesundheitschefin Heidi Hanselmann im nächsten Frühjahr nicht mehr in der St. Galler Regierung ist, könnte man doch neue ergebnis-

offene Verhandlungen starten. Vielleicht liesse sich ja doch noch eine gemeinsame Lösung verwirklichen. Sollte dies trotz aller Bemühungen nicht möglich sein, könnte Liechtenstein immer noch ohne Rücksicht auf die Situation in St. Gallen ein neues Landesspital bauen. Auch wenn dies weitere zehn Jahre dauert – diese Zeit haben wir.

Bis dahin hat sich auch das Gesundheitswesen weiterentwickelt und es ist klarer, welche Dienstleistungen wir im Landesspital dann anbieten sollten.

Landesspital will sich wieder für Geburtenstation einsetzen

Im Rahmen der ersten Diskussionsveranstaltung zum Neubau des Landesspitals machte Spitaldirektorin Sandra Copeland klare Aussagen.

Als die Geburtenstation des Liechtensteinischen Landesspitals im Jahr 2014 geschlossen werden musste, bluteten viele Herzen im Land. Jetzt, fünf Jahre später, ist eine solche Station aber erneut ein Thema. Und das hat nicht zwingend mit dem geplanten Neubau des Landesspitals zu tun. Spitaldirektorin Sandra Copeland will sich – unabhängig vom Ausgang der Volksabstimmung am 24. November – dafür einsetzen, dass Frauen ihre Kinder bald wieder in Vaduz auf die Welt bringen können. Das sagte sie am vergangenen Montag im Rahmen der ersten Informationsveranstaltung zum Neubau des Landesspitals.

Strenges Modell mit kurzen Interventionszeiten

Dass die Geburtenstation im Jahr 2014 geschlossen werden musste, liegt laut Gesellschaftsminister Mauro Pedrazzini daran, dass die gesamte Organisation der Station damals auf drei Gynäkologen gefusst hat. Nachdem einer der Gynäkologen angekündigt habe, in Pension zu gehen, konnte der Aufwand durch die anderen zwei

Gynäkologen nicht mehr «abgefangen» werden. Das Landesspital sei daraufhin gefordert gewesen, nach neuen Lösungen zu suchen. Kommt hinzu, dass sich das Landesspital bei der Umsetzung der Eigenstrategie für das sogenannte «Zürcher Modell» entschieden hat. «Im Bereich der Geburtshilfe sind die Vorgaben besonders streng, insbesondere was die Interventionszeiten angeht. Das ist verständlich, denn bei einer Geburt können durchaus relativ schnell lebensgefährliche Situationen entstehen», heisst es dazu auch im Bericht und Antrag der Regierung zum Neubau des Landesspitals. So schreibt das «Zürcher Modell» unter den leistungsspezifischen Anforderungen zur Geburtshilfe konkret vor, dass ein Facharzt «Geburtshilfe» in weniger als 10 Minuten im Spital bzw. ein Facharzt «Neonatologie oder Facharzt Pädiatrie mit Erfahrung in Neonatologie» in mindestens 15 Minuten vor Ort zu sein hat. Ausserdem muss ein Arzt mit Facharztqualifikation Gynäkologie und Geburtshilfe der Geburtshilfe innerhalb von



Geburten sind für ein Spital auch mit einigen Herausforderungen verbunden.

Bild: iStock

10 Minuten zur Verfügung stehen. Und: Die Notfallsectio – also vom Entscheid bis zur Entbindung – hat in weniger als 15 Minuten zu erfolgen. Derart hohe Anforderungen wären damals nur mit einem deutlichen Personalausbau zu erfüllen ge-

wesen – doch heute sieht die Situation offenbar anders aus.

Geburten als positive Verbindung zum Spital

Diese vom «Zürcher Modell» geforderten Interventionszeiten könnten gemäss Spitaldi-

rektorin Sandra Copeland bereits heute eingehalten werden. «Mir ist bewusst, dass eine eigene Geburtenstation einem echten Bedürfnis der Bevölkerung entspricht. Ich werde mich dafür einsetzen – unabhängig davon, ob dies in einem neuen

oder im alten Gebäude stattfindet.» Copeland ist sich nämlich auch bewusst, dass Geburten immer eine positive Erinnerung und damit eine enge Verbindung zwischen der Bevölkerung und dem Spital schaffen.

Nicht nur teuer – auch Sorge um Qualitätsverlust

Ob tatsächlich wieder eine Geburtenstation in Vaduz eröffnet wird, hängt letztlich vom politischen Willen ab – denn es müssten zusätzlich rund 450 000 Franken jährlich investiert werden. Und es geht nicht nur um das Geld. Denn es gibt auch Ärzte, die sich um die Qualität sorgen. So zum Beispiel Pepo Frick, der am Montag im Rahmen der Diskussionsveranstaltung betonte, dass es «unverantwortlich» wäre, wieder eine eigene Geburtenstation zu betreiben. Bei 200 bis 300 Geburten pro Jahr würde nur jeden achten oder neunten Tag eine Geburt auf eine der fünf benötigten Hebammen fallen. Und nicht genügend Übung führe automatisch zu einem Qualitätsverlust.

Desirée Vogt